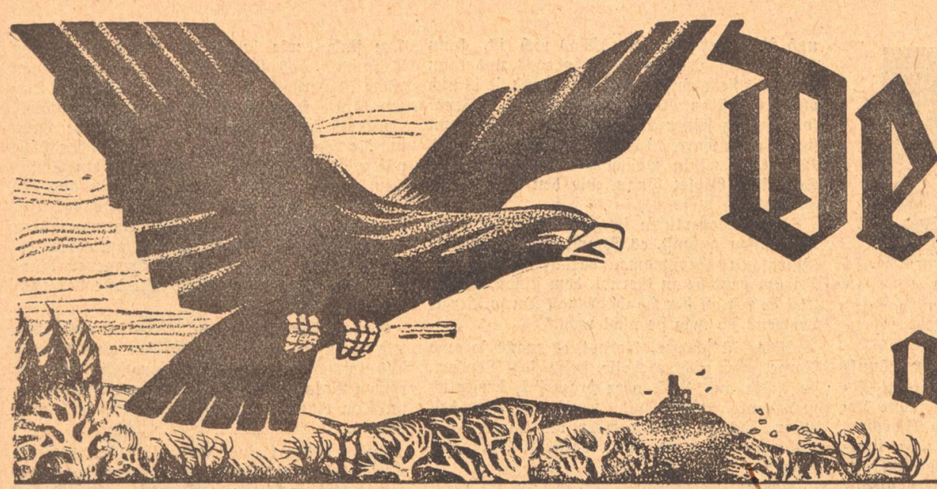
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

25 (24.6.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 25 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 24. Juni 1934

Erlebnis der Arbeit / Von Josef Ponten

Was ich hier zu sagen habe, wird ein wenig „persönlich" und den Schöngeistern vielleicht übel in den Ohren klingen — ich kann nicht helfen.

Ich wurde geboren in einem Dorfe, in Raeren im Kreise Eupen, im jetzigen Zwangsbelgien, als Sohn eines handwerkelnden Vaters und einer bäuerlichen Mutter. Im ersten mir unbewußten Jahre meiner Kindheit kam der Vater, der in Verviers in Altbelgien als Schreiner arbeitete, nur Samstags nach Hause und fuhr Montags früh fort. Bald aber, in Lontzen bei Herbestal, im selben Lande, machte er sich als Schreinermeister selbständig. Meine Jugendfreundschaften fand ich in den Kindern des Schmiedes. Zwei unserer Arbeiter wohnten bei uns. Mein Vater übte unter seinen Arbeitern und seinen Kindern ein väterlich strenges Regiment. Für seine Arbeiter sorgte er gut, und sie liebten ihn — aber unvergeßlich ist mir jener Abend, da er von einer Reise vorzeitig nach Hause kam: die Arbeiter hatten die ihnen zustehenden Branntweinviertelstunden morgens um 10 Uhr und abends um 6 Uhr, für die ich oftmals den Branntwein holen mußte, in der Abwesenheit des Meisters über den ganzen Tag ausgedehnt — mein Vater tobte und schmiß die Flasche „Pick" (so hieß bei den Arbeitern der Branntwein, französisch vicon) wider die Wand. Das imponierte mir gewaltig!

Mein Vater arbeitete selbst an der Werkbank von Morgens früh bis tief in die Nacht, immer singend und pfeifend. Er betrieb daneben einen Kleinhandel zur Befriedigung der meisten ländlichen Bedürfnisse: bei uns konnte man Sensen, Schüppen, Hacken, die kleinen vom Bauer gebrauchten Erzeugnisse der Zeugschmiederei, aber auch Fensterscheiben, Porzellane, Uhren usf. kaufen. Kranke Uhren machte der Vater gesund bis hinauf zur Kirchenuhr! Wir Kinder spielten natürlich im geschnittenen Holz und mit den Werkzeugen, in den Freizeiten der Arbeiter mit diesen, mit denen wir auch, wenigstens mit den Vorarbeitern, die bei uns wohnten, schliefen — so entstehen früh schicksalhafte Vorliebe und Bindungen.

Mein Vater war begabt und fleißig und vom Erfolg begünstigt. Er begann zu bauen, zuerst auf dem Lande, bald auch in der Stadt. Wir verzogen nach Aachen. Am Ausbau dieser Stadt in den neunziger Jahren hat mein Vater einen großen Anteil. Das Geschäft wuchs, die Werkstatt zählte bald viele Schreiner. Meine Schlafkammer war ein Bretterverschlag auf dem Holzböller. Mein Wecker war morgens um sieben Uhr der erste Hammerschlag unter mir in der Werkstatt. Riesige Holzschuppen standen im Hofe. Die Kinder oder Frauen der Schreiner brachten mittags ihren Männern das Essen in filzumwickelten Einsatztöpfen, die „Meremitte" hießen (französisch: marmite). Natürlich spielte man mit den Kindern, und die Frauen luden uns Meisterkinder zum Sonntag ein. Die Vorarbeiter aber saßen mit uns am Tische, die Mutter machte mit Essen, Einschenken usw. nicht den geringsten Unterschied zwischen jenen und uns. Wir mußten ihnen sogar als den Aelteren gehorchen. So kam nicht das kleinste Gefühl eines sozialen Unterschiedes zwischen uns auf.

Als ich ein wenig kräftig wurde, mußte ich ans Handwerk, obgleich ich, namentlich nach dem Willen der Mutter, die gern einen Geistlichen aus mir werden gesehen hätte, bereits das Gymnasium besuchte, denn die Volksschullehrer hatten mich als angeblich begabt und zu „schade" fürs Handwerk erklärt. Ich mußte trotzdem das Einfachste der Tischlerei an einer eigens für meine Körpergröße hergestellten Werkbank lernen. Viel Vierkantnägel aus Eichen- oder Buchenholz für Fensterrahmen habe ich zurecht gehobelt, (das tat in der rechten Hand, an der „Maus", weh). Bald aber, mit meiner fortschreitenden „Bildung" — ich mag in Quarta oder Untertertia gewesen sein — ging es in den Bretterverschlag hinüber, der Baubüro hieß. Der Vater verlangte meine Hilfe bei der Ausstellung von Rechnungen. Mir besonders lag bei der wöchentlichen Auszahlung die Arbeit ob, welche die damals aufkommende Arbeiterversicherung dem Arbeitgeber auferlegte: Listenführen, „Markenkleben" u. a. Die Arbeiter schimpften auf die Last, die ihnen die Sozialversicherung zuwies, die hatten ein, mein Vater, der Arbeitgeber, zwei Drittel der Kosten der „Marke" zu tragen. Da hielt ich meinen ersten Vortrag des Inhalts, daß soziale Taten alle verpflichten — die Arbeiter lachten mich aus.

Ich lernte zwei oder drei Arten von Plattdeutsch, städtisch, wiesenländisch, hochländisch — man wird mich sogleich verstehen — sprechen. Man muß wissen, daß bei uns das Platt im Gegensatz zu Norddeutschland als Sprache der „Armen" verachtet war und es trotz der verdienstvollen Arbeit gewisser, die Mundarten pflegender Vereine heute zum Teil noch ist. Aus diesen verschiedenen Mundarten habe ich meine beste sprachliche Kraft — wenn ich eine habe — gezogen. Ich mußte den Kindern gewisser „Reichen", mit denen ich als Gymnasiast verkehren durfte, zu ihrem Spaße Platt vorsprechen. Aber eines Tages kam Frau Direktor und verbot mir, mit ihren Kindern in meiner „gemeinen" Sprache zu verkehren.

Die Schulferien durften wir — o Dank Dir Vater! — auf dem Lande bei den beiden Großmüttern verbringen, bei der väterlichen im behäbigen Wiesenlande Raeren, bei der mütterlichen auf der rauhen Hochfläche des Hohen Venns. Aber auch da hieß es, sich nützlich machen, anpacken! Da war das Zaunmaterial nachzutragen, wenn Zäune gesetzt wurden, viele Stunden habe ich das Butterfaß gedreht, oder ich habe als Hirte auf der Herbststoppel beim weidenden Vieh gelegen, und der Blick ging über unermeßliche Hochebenen . . .

Was soll das? Vom außerordentlichen Glück meiner Jugend künden! Ich wuchs ohne gesellschaftliches Vorurteil auf. Ich lernte von dem gemeinen Mann denken und sprechen. Ich lernte das Volk in seiner Gediegenheit und Treuherzigkeit, aber auch in seiner Derbheit und Dumpfheit kennen. Ich erlebte es, daß das „Volk" immer Garten und Acker jedes Volkes und seiner besten Taten (auch der Dichtung) ist und bleibt. Ich wurde behütet vor sozialem, auf die gesellschaftlich Niederen herabsehendem Hochmut wie auch vor jeder die Niederen beklagenden und hätschelnden Sentimentalität. Denn die ist häufig bei den immer in der gleichen sozialen Oberschicht Gebliebenen. Der sozial Aufgestiegene aber weiß, daß das Leben hart ist — und hart sein und bleiben soll!

Töpfer an der Arbeit

Aus dem Inhalt:

Ruth Schaumann: Echo

Martin Engelmann: Kampf mit den Wellen

Hans Gäfgen: Der tolle Platen

Wilhelm Weldin: Ueberfall

Erwin K. Münz: Die Pfalz und ihre Dichter

Emil Baader: Hans Baldung

G. A. Schott: Karlsruhe in den Revolutionswirren 1848—49

Am Anfang war die Tat

Wirke! Nur in seinen Werken kann der Mensch sich selbst bemerken.
Rückert.

*

Das Leben ist so kurz und jeder Augenblick darin so viel wert, und ganze Tage werden verschlafen, ganze Jahre verträumt.
Jos. Holl.

*

Kühnes und Großes vermag der mit Kraft ausdauernde Wille; aber es wolle der Geist nie, was das Herz ihm verbeut.
Karl Gust. Brinckmann.

*

Säume nicht, dich zu erdreisten, wenn die Menge zaudernd schweift; alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift.
Wolfgang Goethe.

*

Woran erkennt man aber deinen Ernst, wenn auf das Wort die Tat nicht folgt?
Friedrich Schiller.

*

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.
Wolfgang Goethe.

Von Ruth Schaumann

Sie hatten schon mehrere Kinder, als noch ein Knäblein kam, ein schönes Kind, wie nicht nur Frau Siebel der blassen Senatorin nach Gewohnheit versicherte, sondern ein Jeder es sagte, der den jüngsten Leverkusen in der alten gebohnerten Wiege sah: ein mit blauen und grünen Perlen gesticktes Häubchen, die Tauf- und Glückshaube aller Leverkusen männlichen Geschlechts über dem wohlgerundeten Schädel, in der rechten Hand die berühmte Leverkusensche Kinderklapper, in Form eines Delphins, geschnitzt aus Narvalzahn, bereit, künftigen Zähnen des Kindes zur Erscheinung zu verhelfen, in der linken den Zipfel des Tauftuches, darauf er schon lag in dem langen, von Jahrhunderten angeliebten Kleid aus florentinischen Spitzen. Und so wurde er nun zum Tauftisch im Südzimmer, gebracht, wo er ohne zu schlafen, noch zu schreien, mit wachen Augen Kälte und Nässe ertrug und die Namen: Gernot, Friedrich, Anselm, Ludolf, Jürgen, Hinrich, Valentin, Hjalmar empfing. Unter fünf Namen taten es die Leverkusen nicht bei den Söhnen, daß es diesmal sogar acht waren, hatte seinen Grund an dem ersten, dem Namen Gernot. Kurz vor der Taufe nämlich war es dem Senator eingefallen, an die Verdienste des alten Gernot Leverkusen zu denken, des seltsamsten Junggesellen in der Familie, der vor einem Vierteljahrhundert unaufgefordert dem jungen Friedrich Leverkusen in schwieriger Lage unter die Arme gegriffen und ihn somit auf die Beine gestellt, darauf er noch jetzt fest und stetig verharrte. Aus dieser Erinnerung also ergab es sich, daß Gernot Leverkusen, der Aeltere, auf seinen gichtigen Armen zu allgemeiner Verwunderung und bedenklichem Kopfschütteln der weiblichen Taufgäste als erster das Bündel aus florentinischen Spitzen, Leinwand, Perlen, Narvalzahn und jungen Leben vor das silberne Becken hielt und der Name Gernot als erster von den bärtigen Lippen Pastor Boomströms erscholl. Nacheinander folgten die übrigen Namen, nacheinander wiegten sechs Paare Arme den kleinen Gernot unter Pastor Boomströms Namensgesang, bis Hjalmar Leverkusen auf die ungeschickteste Weise den fertig getauften Säugling an den Busen der eilfertigen Siebel warf und sich alles erleichtert in den getäfelten Hafensaal zu gut Essen und Trinken begeben durfte, wobei sich Ohm Gernot durch Entsagung hervortat, denn er genoß, wie man Gernot, dem jungen später in leisem Gruselton erzählte, nur ein Glas Milch: „Aber laßt Euch man bloß nich das Essen verderben, Jungs! Ich bin nah dem Himmel und der lütte Gernot ist es noch auch, da gleicht sich die Atzung."

Jedenfalls gedieh Gernot, der kleine, bei der seinen nach Gebühr, während Gernot, der alte, verfiel. Der jüngste Leverkusen konnte sich noch just an den ältesten erinnern, als an eine kleine, gebückte Gestalt, die sich auf die beschwerlichste Weise aus der eigenen Rocktasche ein Päckchen erfingerte, worauf Gernot, dem kleinen, eine Uhr an goldener Kette entgegenschwang, eine tönende Sonne an ihrer eigenen Achse, denn zugleich erklang im Innern der Uhr ein regelrechtes Geläut. Gernot der kleine klatschte in beide Händchen, die tönende Sonne sank hinein, die Glieder der Kette klirrten, der Onkel rieb sich zufrieden die immer kälter werdenden Fingerspitzen und so, ganz so und nicht anders blieb er in der Erinnerung des letzten Gernot Leverkusen stehn, als er schon längst in die Grüfte der Sippe gesunken war. Die Uhr aber blieb nicht stehn, Gernot sorgte dafür. Erst war es nur, daß er die auf einem Samtbett neben seinem Kinderbettchen liegende am Abend aufzog, langsam und bedacht, wie sein daran anschließendes Nachtgebet, dann geschah es, daß er das Gerät Sonntags tragen durfte, er war ja so sehr behutsam, und nun, da sie alle auf der Schweizerreise waren und jeder Ferientag ein wahrer Sonntag erschien, trug er sie täglich und fand ihr leises Ticken und ihr freiwilliges Stundengeläut an seiner Seite unter dem Röckchen, wie das Leben eines äußeren Herzens, goldener Bruder seines kleinen, roten im Innern der Brust.

Senator Friedrich Leverkusen war dafür, daß die Seinen die „Welt" sahn. „Es gehört mit zur Erziehung, Elisabeth, verstehst du?" Allerdings, die Senatorin, eine schmale, stille Frau, von vielen ausgetragenen Hoffnungen geschwächt, verstand nicht so ganz, wie er wollte, obschon sie schwieg, und der trotz aller Strenge doch muntere Senator flötete dann vor Freuden:

Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ik wol will.

Aber auf der Schweizerreise war Elisabeth dann doch wieder dabei, zu Gernots besonderer Freude, denn er hatte sie mächtig lieb, obschon er dem Vater nachlief, wie ein kleiner, dunkler Hund, oft deswegen verlacht von den Geschwistern, Jungfern und Jungens, echte Leverkusen, mit blonden Zöpfen und Schöpfen, stattlich und fest und mit einem Gang, als sprächen selbst ihre Füße und stellten sich auf den Nacken der Schweizer Berge wie die hanseatischen Seefahrer auf neuentdecktes, darum ihnen gehörendes Land.

Heute gingen sie nun dem großen Rigi zuleibe, alle Leverkusen bis auf Frau Elisabeth und ihre Schwester, die im Bergdorf verblieben und die von sechs Zweigen der Leverkusenschen Sippe bewohnten, nun verödeten Sommerhütten bewachten: „Ein Glück, daß sie weg sind, Lisbeth, ich habe Schwielen von dem ewigen Bröterstreichen und ein ganzer Tag ohne Dein Kroppzeug ist ein unverdientes Paradies, wir wollen's gehörig genießen."

Achtzehn Leverkusen bevölkerten indessen den schönen Berg. „Senators Seine" mitsamt ihrem rüstigen Erzeuger, alle kniefrei mit den Hüten der Aelpler aus dem Kanton Luzern, dann Bruder Christian mit Frau und einziger Tochter Helene, Vetter Hinrich mit Frau und drei Söhnen, Onkel Josua, endlich Hjalmar mit seiner jungen Frau, auf der Hochzeitsreise zu den andern gestoßen. Bei den ersten festen Stauden nach dem Talgerölle schnitten sich alle kräftige Stäbe und nach gehöriger Lichtung des Haselgehölzes ging es die Höhe hinan: „Rüstig, rüstig, was wollt ihr noch da unten? Man to, man to, nun Gernot und Lenchen, schon ein bräutliches Paar?" Gernot errötete, Lenchen grämte sich nicht, Hand in Hand liefen die Kinder die erste Grasnarbe hinauf vor die Augen und Rufe der Großen. „Was nich ist, kann noch werden, Leverkusen, er hat was, und kann was, das sieht ein blindes Pferd, und sie is nich ohne, Christian blinzelt vergnügt, der Senator ist ganz seiner Meinung, „und mögen tun sie sich auch, warte 10 Jahre ab, oder besser noch 12." Und rüstig wallen die Leverkusen den Schweizer Gipfel hinan, wie den Berg allen Hoffens.

Lenchen Leverkusen ist ganz anders wie die Leverkusen ansonst, es kommt von einer portugiesischen Großmama, darauf sie stolz ist. Darum paßt sie zu Gernot, dem stillen, und er hält sie fest an der Hand. „Magst Du so Berge, Lenchen? ich mag sie nicht recht."

„Meer ist schöner, Gernot, es macht ja auch Berge, aber nicht so steife, steife, sagt Lenchen, sie ist ja aus Kiel, aber bräunlich, beweglich und dunkelgezöpft und wechselnd wie das Meer, das sie liebt. „Aber die Glocken der Kühe hier mag ich und, verstehst Du, das Echo?"

„Echo?"

„Ja, bei uns gibt es doch keines, Vater hat gesagt, daß er es rufen wird."

„Hast Du es denn schon gehört?"

„Noch nicht, aber Vater sagt — und Gernot, verstehst Du, ich mag alles gern, was ich nicht kenne."

Gernot möchte fragen: mich auch? denn mit ihm ist es ja wie mit dem Echo für Lenchen, die doch erst gestern morgen nach Goldau kam.

Aber er fragt nun doch nicht, sondern bedenkt das Echo, das ihrer wartet. Zu Hause, im Hafensaal, hängt in einem Mahagonirahmen ein schöner Stich, in englischer Manier und zart auskoloriert in drei Farben: Rötlich, das ist die Gestalt einer Frau, hingelagert, wie nach einem Bade im Bergsee, auf Schleiern, Grün, das sind die Wälder unter ihr, denn sie schwebt in den Himmeln, Blau, das ist die Nacht in den Himmeln und das Dunkel der übrigen Welt mit den Städten und Weilern unter dem schwebenden Flug. Echo steht unter dem Bilde, Gernot hat es schon früh entziffert, Zauberwort eines Träumenden, wie wird ihm nun hier das Echo begegnen, da nicht Nacht ist in den Himmeln, sondern Morgen, dem Mittag nah?

Sie sind nun alle auf der Staffel angekommen. Unter ihnen kreisen die Seen, die nach der Belehrung des Senators nur ein einziger See sind, wie in Tanz eines vergessenen Traums, das Geläut der schönen grauen Kühe ist verhallt, sie ruhen sicher in dem kurzen Grase fern diesen Felsen, der Bergwind, erwärmt von der Sonne, braust ohne Laut um die Waldinsel im See, der von solcher Höhe wie viele Seen erscheint, schwimmt ein Schiffchen, wie ein weißes Insekt so klein aus der Ferne, die Bergkräuter duften. „Halloh! ruft Hjalmar Leverkusen, der junge Ehemann, laut in den Himmel hinein... o, o, antwortet es, süß und stark zugleich aus verborgenen Räumen, wahrlich, wahrlich die Stimme der schönen, schwebenden Frau.

Gernot sitzt auf einem Felsblock und hört, wie sie rufen, Hallo, Komm, oder ihre Namen, und immer gibt das Echo seine Antwort in reinen Vokalen, sanft, tief und wie weissagend im Ton eines einzigen schwermütig hallenden Lautes.

„Was willst, kleiner Gernot?" Gernot ist zu Onkel Hjalmar getreten in seiner leisen, langsamen Art, er bittet: „rufe mich auch". „Dich?" „Meinen Namen."

Wie die Winde doch brausen, als wollten sie's nicht erlauben, wie die Seen glänzen, als wollten sie die Augen lenken: seht uns an, ruft nicht weiter im Spiel.

„Ger-not, Ger-not!" ruft Onkel Hjalmar laut über die Erde. — Not erwidert es sanft aus den Tiefen, dunkel vor Milde, Not, aus den Gründen der Seen, dem Herzen der Wälder, und nun, zum Drittenmal, aus allen Richtungen des Windes, allen Höhen und Tiefen der Welt, schwer, doch schon an sich ersterbend: Not!

Gernot steht ganz allein. Warum rief sie so, warum ihm diese Antwort, warum dem Kinde? Die Leverkusen wimpeln mit Tüchern und Stäben vom Grat des Kulmes hernieder. Wo bleibst Du, Junge, nun wird gefuttert, her mit der Menag'!

— — —

„Warum bringt Ihr mir Gernot so bleich zurück?"

„Wissen wir alles, Elisabeth? Bergluft ist nicht jedermanns Sache. Kriech in die Kombüse, Jung, und schlaf den Bergkater aus."

Und Gernot geht hinauf in die Kammer. Zitternd, am Hals seiner Mutter, die ihm sorgend nachgegangen, sagt er beim Flackern der armen, der armen Kerze: „Muß ich immer so heißen, immer, Mama?" „Gernot?" Er nickt schwer. „Mißfällt Dir der Name? Es ist der altmodische Name eines altmodischen Mannes..." „Ich weiß, aber ich dachte..." Und plötzlich lügt Gernot, zum erstenmal in seinem Leben: „Lenchen meint, daß er so komisch sei."

„Aber wir sind es gewohnt, wie denn wolltest Du heißen?"

„Fritz", kommt es dumpf unter der Decke hervor und nun, ein wenig leichter, an ihrem obersten Rande: „Fritz, wie der Vater heißt."

„Mag er Fritz heißen, Elisabeth, wenn er es absolut will, Gernot Leverkusen liegt schon zu lang im Grabe, als daß er sich deswegen umdrehen wollte. Jedes Wort hat seinen Sinn, in Fritz strebt er mir nach, Fritz, Fritz, klingt es nicht wie eine gute Rute zum Leben, also mir ist es genehm, beste Elisabeth."

Sie haben das Echo schon vergessen; sie verstanden es nicht, wie können die Leverkusen auch so was verstehen. Der kleine, neugebakkene Fritz kann es nicht vergessen. Manchmal steht er vor dem Bilde im Hafensaal. „Fritz", sagt er leise, fast wie betörend. Er lauscht. Es kommt keine Antwort. „Fritz", sagt er wieder, das Echo im Bilde schwebt schweigend, von Himmel und Erde gewiegt. „Gernot", sagt er, der Knabe. Not, erwidert es dunkel, warum warst Du feige? Wie ein Seufzer, wie ein Mahnen, ganz leise, ja fast verhallt: Not.

Sie sind alle schön, die Leverkusens, sie sind auch nicht auf Kosten ihrer Klugheit schön. Der Klügste und Schönste ist Fritz Leverkusen, der Jüngere. Er hat vor sich allen Glanz der Welt, sagen seine Lehrer, ohne zu schmeicheln, Fritz Leverkusen, der ältere, ist nicht ohne Stolz. „Das hast Du fein gemacht, Elisabeth", sagt er in weichen Stunden zu der stillen Frau, „ja, ja, Uebung macht den Meister, und Letzing ist Besting. Nur'n bißchen still immer noch und immer so der Plabs mittemang, aber das gibt sich, sollst sehn."

„Fritz", fragt der Jüngling zu dem Bild, das nun in seiner Zelle hängt (Wenn Du es so gut leiden kannst, nimm es herüber, mein Sohn). Es schweigt. Not, not sagt die Welt unter dem schwebenden Echo und ganz leise, fast schon verhallt, sie selber, die Frau: Not!

Dies ist alles nichts als eine Episode, eine kleine Geschichte des jüngsten Leverkusen, der dann doch verschollen ist, trotz seiner glänzenden Gaben.

Aber neulich bin ich in einem bayerischen Walddorf gewesen, Elend, Armut und Krankheit sind dort die Größten. Die Welt kreist vorüber, ohne es anzusehen; häßlich, einsam und darum mit Recht verstoßen ist es auch mir erschienen, einzig absonderlich durch ein kleines blechernes Schild am Hause des Doktors.

Denn ich las die von Wind und Wetter wie auf einem Gruftstein verwitterten Zeichen: Gernot Leverkusen.

Ach, Fritz, Friedrich Leverkusen! Trug dich ein winziges, himmlisches Echo in den Ruf dieser Oede und den Sinn Deines Namens hinein?

Erste Segel

Von Herbert Lestiboudois

Leicht kräuselt Frühjahrswind des Wassers sanfte Wellen.
Die Nase wittert Farbe, Oel und Teer.
Im weißen Glanz die ersten Segel blendend schwellen...
Sag: was verlangst du mehr?

Wildschwänen gleich, so pflügen kühn-beschwingte Boote
die weite Wasserfläche rauschend auf.
Und Masten ragen tannenschlank ins sonnen-rote
Licht dieses Tages hinauf.

Es bleibt der Wand'rer froh am grünen Ufer stehen
und gibt zur Mitfahrt gern die Seele frei.
Wie aus Vergessenheit hallt aus der Lüfte Höhen
ein letzter Möwenschrei.

Dann trägt vom Wasser fast schon sommerliche Stille
ein Wiegen in dein winterträges Blut...
Erstaunt spürst du in dir erwachte Lebensfülle.
Die Zeit tut wieder gut.

Vorfrühe Boote sind es, die dich mitbeschwingen.
Dein Mut entfaltet seine Segel neu.
Und dankbar grüßend hört dein Herz sich selber singen:

Ahoi! Ahoi! Ahoi!

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 25 — 24. Juni 1934

In Wiesbaden

trugen die süddeutschen Verbände die Vorrunde um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft aus. Bayern war natürlich großer Favorit. Für den zweiten Platz kamen vor allem Schwaben und Baden in Betracht. Die übrigen drei Verbände Mittelrhein, Saar und Thüringen wurden von den Fachleuten für schwächer eingeschätzt. Ausnahmsweise behielten diesmal die Fachleute auch Recht. Die Badener und Schwaben waren die einzigen Mannschaften, die Bayern zur Hergabe der letzten Kraft zwingen konnten. Baden verlor gegen Bayern 3:5, Schwaben 3½:4½. Wir Badener lagen also ½ Punkt hinter Schwaben, da kamen uns die Thüringer in außerordentlicher Weise entgegen; sie traten nämlich in der 2. Runde gegen uns nicht an, da sie durch ein allerdings nicht ganz verständliches Mißverständnis ihres Verbandes erst am Spätnachmittag in Wiesbaden ankamen. Natürlich mußten die ganzen acht Punkte für uns Badener gutgeschrieben werden. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge nahmen wir diese Mitteilungen hin. Wir hätten sehr gerne mit Thüringen gespielt, da gerade wir in Baden bis jetzt wenig Gelegenheit hatten, mit anderen Verbänden zu kämpfen; aber so kamen wir totsicher in die Endrunde und das war auch etwas wert, gegen Berlin oder Hamburg kann man ja nicht alle Tage spielen. Im übrigen haben wir ja durch unsere hohen Siege gegen die Saar bewiesen, daß wir keine schwache Mannschaft sind und berechtigt in die Endrunde kommen, für die wir voraussichtlich unsere Mannschaft noch bedeutend verstärken können. Aus den äußerst harten Kämpfen bringen wir heute zwei Partien.

In der Eröffnung überspielt

Nimzoindisch.

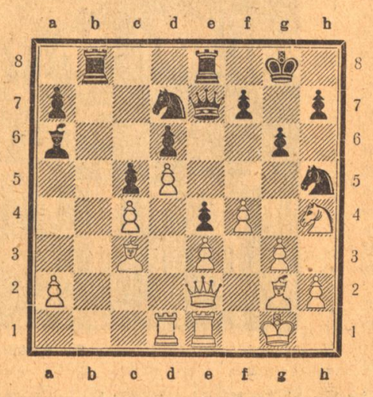
Weiß: Hahn-Bayreuth.

Schwarz: Wiedemann-Stuttgart.

1. d2—d4, Sg8—f6; 2. Sg1—f3, e7—e6; 3. c2—c4, Lf8—b4+ 4. Lc1—d2, Dd8—e7. (Dieser Damenzug wurde von Nimzowitsch eingeführt, es ist fraglich, ob der damit verbundene schwarze Aufbau ganz stichhaltig ist). 5. Sb1—c3, 0—0; 6. g2—g3!, d7—d6 ;7. Lf1—g2, c7—c5, 8. 0—0, Lb4:Sc3; 9. Ld2:Lc3, Sb8—d7? (Für besser halten wir sofortiges Se4, um u. U. den Lc3 abzutauschen, mit seinem nächsten Zug verhindert Weiß diese Wendung). 10. Dd1—c2!, e6—e5; 11. e2—e3! (Weiß hält die Bauernspannung im Zentrum aufrecht!, er will sich erst dann erklären, wenn er entweder durch das Wegschlagen des d-Bauern aus dem Zentrum (d4:e5) mit seinen Türmen in der d-Linie eindringen kann, oder wenn er durch das weitere Vorgehen des d-Bauern (d4—d5) die Wirkung des Lc3 entscheidend verstärken kann.) 11. . . . „ Ta8—b8; 12. Ta1—d1, Tf8—e8; 13. h2—h4, h7—h6; 14. Sf3—h4!, g7—g6, 15. Tf1—e1!, Lc8—b7; 16. f2—f4, e5—e4? (Etwas mehr Entlastung brachte der Abtausch Lb7:Lg2, jetzt kommt Weiß zur entscheidenden Linienöffnung seines schwarzfeldrigen Läufers.

17. h4:c5, h6:c5; 18. h4—h5!, Sf6—h5 (Schwarz will f5 spielen, der nächste weiße Zug durchkreuzt diese Absicht!) 19. Dc2—e2!, Lb7—a6.

Stellung nach dem 19. Zug von Schwarz



Weiß: Kg1, De2, Td1, e1; Lc3, g2; Sh4, Ba2, c4, d5, e3, f4, g3, h2.

Schwarz: Kg8, De7, Tb8, e8; La6, Sd7, h5; Ba7, c5, d6, e4, f7, g6, h7.

20. Sh4—f5!, g6:h5. (Auf Df8 folgt Dg4 mit der Drohung Dg5 nebst Sh6). 21. De2:Sh5, La6:c4; 22. Lg2—h3!, f7—f6; 23. Lh3:f5, Sd7—f8; 24. Td1—d2!, Lc4—d3; 25. g2—g4, Tb8—b1; 26. Te1:b1, Ld3:Tb1; 27. g4—g5, f6:g5. (Es gibt keine Rettung mehr. Schwarz muß mit gebundenen Händen dem Schlußangriff zusehen). 28. Td2—g2, Df8—f7; 29. Tg2:g5+, Sf8—g6; 30. Lf5:Sg6, h7:Lg6; 31. Dh5—h8, Matt. Eine Meisterleistung des jüngsten Teilnehmers im Aachener Turnier!

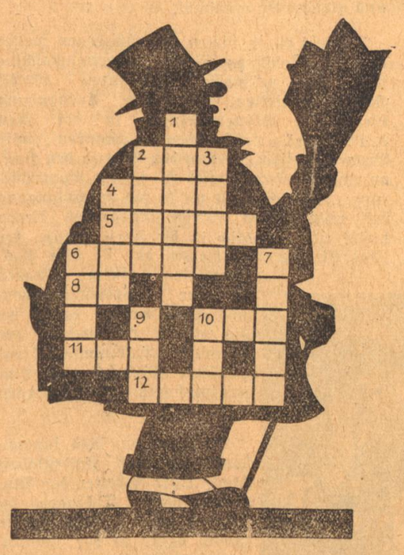
Ein Kurzschluß

ergab sich in der am 4. Brett Schwaben-Bayern gespielten Damenbauernpartie Grimm—Michel. Weiß: Grimm-Schwaben. Schwarz: Michel-Bayern.

1. d2—d4, d2—d5; 2. Sg1—f3, c5—c5; 3. Lc1—f4, Sb8—c6; 6. e2—e3, Lc8—g4; 5. c2—c3, e7—e6; 6. Dd1—a4, Lg4 : Sf3; 7. g2 : f3, Lf8—d6; 8. d4 : c5, Ld6 : c5; 9. Sb1—d2 / a7—a6!; 10. Lf1—d3? (Vorsichtiger Ln2), Lc5—d6; 11. Lf4 : Ld6, Dd8 : Ld6; 12. Da4—g4?, Sc6—e5!; 13. Dg4 : g7??, Se5 : Ld3 +; 14. Ke1—e2, Dd6—e5! Weiß gibt auf!

Rätsel-Ecke

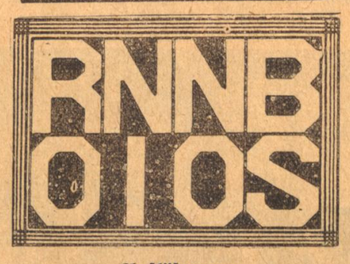
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 2. Mädchenname, 4. Baumaterial, 5. Herbstblume, 6. Verwandter, 8. pers. Fürwort, 10. weich gekocht, 11. Raubvogel, 12. männl. bibl. Person.

Senkrecht: 1. Jahreszeit, 2. Teil des Schiffes, 3. Blutgefäß, 4. Nebenfluß der Mosel, 6. Mädchenname, 7. europäische Hauptstadt, 9. Körperteil, 10. Brennstoff.

Bilderrätsel



Auflösungen:

Bilderrätsel

Vereinte Kräfte machen stark.
Das Denken macht groß, das Fühlen reich.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Selma, 5. Skala, 10. Aloe, 11. Rhin, 12. Rigi, 13. Elan, 15. Energie, 18. Indus, 20. Inserat, 23. Rang, 25. Rebe, 27. Alge, 28. Zion, 29. Siena, 30. Atlas. — Senkrecht: 1. Sarg, 2. Eli, 3. Loge, 4. Meiningen, 6. Kreisarzt, 7. Ahle, 8. Lia, 9 Anna, 14. Orden, 16. Ens, 17. Gur, 19. Gras, 20. Inge, 21. Teil, 22. Lens, 24. Alt, 26. Boa.

Keilrätsel

e; es; See; Sehe; Schnee; Schenke; Geschenk.

Der Witz der Völker

VON PETER OMM

Nicht jeder Witz entzückt unsere Lachmuskeln. Was die einen für ungeheuer komisch halten, worüber sie sich „totlachen" können, das lockt den anderen vielleicht nur ein mitleidiges Lächeln ab. Es kommt nicht allein auf den Witz an, es kommt auch auf den Zuhörer an. Beweis dafür sind die sächsischen Kabarettkomiker, die überall, wo sie auftreten, Lachsalven ernten — nur nicht in ihrer Heimat. Denn ein Sachse hat beim Anhören des ihm vertrauten Dialektes nicht die gleichen Empfindungen wie ein Berliner oder Hamburger, der allein schon durch den Tonfall der Sprache erheitert wird und nicht erst starke Knalleffekte braucht. Der typische kennzeichnende Witz eines Volkes ist wesentlich unterschiedlich vom Witz anderer Völker und Nationen, denn vielfach spielen auch Wortspiele mit, die, übersetzt, ja nicht mehr wirken. Trotzdem haben gute Witze etwas gemeinsam: sie nötigen ein Lächeln auf. Gute Witze werden überall verstanden, solange sie sich nicht um rein lokale und persönliche Ereignisse drehen. Einige Beispiele mögen die nicht immer leicht abzugrenzenden, aber doch vorhandenen Verschiedenheiten der Witze einiger Nationen zeigen.

Als einer der besten amerikanischen Witze wurde folgender in einem Wettbewerb ausgezeichnet: Ein Mann wurde in einer Newyorker Straße bewußtlos aufgefunden. Er kommt eins, zwei, drei ins Spital, wird entkleidet und fliegt auf den Operationstisch. Da bemerkt die Krankenschwester, daß ihm eine Papptafel am Halse hängt. Darauf steht: „Teile dem Anstaltsarzt mit, daß dies ein Epilepsieanfall ist und keine Blinddarmentzündung. Blinddarm wurde mir schon zweimal entfernt."

Der Amerikaner liebt es auch, die „Provinz" ein bißchen von oben herab zu behandeln, aber als hundertprozentiger Amerikaner kann er nicht zugeben, daß seine Landsleute einfältige oder lächerliche Eigenschaften haben. Deshalb sieht der richtige amerikanische Witz über die Provinz ungefähr so aus: Der „Texasbote" in Mixedpicklestown stand vor der Pleite. Im letzten Moment kam dem Verleger der rettende Einfall: er veranstaltete ein Preisausschreiben: „20 Dollar für die größte Kartoffel, die einer unserer Abonnenten uns sendet." + Aus ganz Texas sandten die Farmer Kartoffeln, eine schöner und größer als die andere. Irgendwer bekam den Preis. Und dann erschien ein Inserat: „350 Zentner prima Riesenkartoffeln zu verkaufen." Der „Texasbote" hatte sich saniert.

Für einen guten englischen Witz kann man diesen nehmen: Der Mann sitzt im Büro. Sein Freund tritt ein: „Ich habe dir eine Mitteilung zu machen — deine Schwiegermutter ist gestorben." Darauf der Mann: „Mensch, bring mich nicht zum Lachen, ich habe eine aufgesprungene Lippe!"

Echt englisch ist auch dieser: Ein Engländer und ein Amerikaner streiten über die Güte, Haltbarkeit und Sicherheit ihrer Geldschränke. Der Engländer erzählt, er habe einmal eine kleine Katze in seinen Geldschrank gesperrt, dann Holz, Kohle, Benzin und Oel rings herum angebrannt und durch das Feuer den Schrank zum Glühen bringen wollen. Nach der Abkühlung öffnete er den Schrank, und die Katze sprang quicklebendig heraus. — Der Amerikaner steckt einen frischen Kaugummi in den Mund und erwidert, er habe einmal einen Hahn in einen seiner Geldschränke gesteckt und diesen bis zur Weißglut erhitzt. Der Engländer unterbricht ihn höhnend: „Und als Sie den Schrank öffneten — da krähte wohl der Hahn?" — „Nein", erwidert der Amerikaner, „er war steif gefroren!"

Die Schotten sind nicht nur Mittelpunkt vieler oft ausgezeichneter Geizkragen-Witze, sie gelten auch als Meister im Ersinnen und Weiterfagen immer neuer Geschichten. Ein richtiger Schottenwitz ist dieser: Zwei Brüder kommen nach anderthalbjähriger Abwesenheit in Aberdeen an, sie waren in Amerika. Am Peer begrüßen sie ihren Bruder, der bei ihrem Anblick ausruft: „Ich hätte euch fast nicht erkannt, so habt ihr euch verändert, ihr tragt ja ganz lange Vollbärte!" — „Natürlich", erwiderten die Brüder, „du hattest uns doch den Rasier-Apparat nicht eingepackt!"

Ein schwedischer Witz: Ein junger Mann findet keinen Platz mehr im Ferien-Sonderzug. So stellt er sich vor den letzten Wagen und ruft mit der Stentorstimme eines Bahnbeamten: „Alles aussteigen — der letzte Wagen wird abgehängt!" Im Nu leert sich der Wagen, der junge Mann hat nun Platz, soviel er will. Er macht sich's bequem und wartet auf die Abfahrt. Als er den Stationsvorsteher vorbeigehen sieht, fragt er: „Wann geht's denn endlich los?" — „Ah, Sie sind der schlaue Herr, der die Passagiere damit genarrt hat, daß der Wagen abgekoppelt würde?" — „Ja, der bin ich!" lacht der Jüngling stolz. — „So, so", schmunzelt der Vorsteher, „ein Beamter hörte Sie rufen und da er glaubte, Sie gehören zur Aufsicht, so hat er den Wagen einfach abgehängt. Der Zug ist weg."

Die Franzosen verstehen es, bestimmte Eigentümlichkeiten gut zu treffen, das beweist folgende kleine Geschichte. Die Leute von Tarascon gelten als Aufschneider und Lügner. Ein Pariser kommt nach Tarascon, und man erzählt ihm: „Letzten Winter, da hat es hier geschneit wie noch nie, es gab ungeheuer viel Schnee, es ist mehr als ein Meter Schnee gefallen!" — „Ein Meter breit?" fragt der Pariser.

In Oesterreich weiß man sich über eigene Schwächen lustig zu machen — das kommt in diesem kleinen Witz treffend zum Ausdruck: „In der Mariahilfer Straße sind vier Arbeiter beschäftigt, einen Eisenträger zu heben und einige Meter weiter zu schleppen. Trotz vieler „Hooh-hupp" und anderer anfeuernder Kriegsrufe kommen sie nicht zum Ziel, der Eisenträger läßt sich nicht bewegen. Ein Arbeitsloser hat eine Weile zugeschaut, dann schüttelt er den Kopf, zieht die Jacke aus, packt das Eisenstück, hebt es mit einem kräftigen Ruck auf und trägt es an die gewünschte Stelle. Darauf zieht er seine Jacke wieder an und meint verächtlich: „War doch ganz leicht, ich schaff's allein, was ihr vier net könnt!" Der Vorarbeiter der vier sieht den Helfer nachsichtig an und erwidert achselzuckend: „Jo, mit G'woit!" (Ja, mit Gewalt!)

Berlinisch ist folgender Scherz, dessen Verfasser nie ermittelt wurde; dieses witzige Gedicht war auf die Tischplatte einer Berliner Weißbierstube geschrieben worden:

„Ick sitze hier und esse Klops,
Uff eenmal klopps.
Ick kieke, staune, wundre mir,
Uff eenmal jeht se off, de Tier.
Nanu, denk ick, ick denk: nanu,
Jetzt isse off, erscht war se zu —
Ick jehe raus und kieke —
Un wer steht draußen? — Icke!"

Ein sächsischer Witz sieht so aus: Zwei Männer sitzen in einem Konzert. Der eine versteht was von Musik, der andere nicht. Der eine sagt: „Enne schlechde Aggußdigg iß hier!" Der andere schnüffelt und meint: „Ich riehche nischd!"

Die Winterfliege

Von A. Obermaier

Erwachsen war sie und doch befand sie sich in den Flegeljahren. Sie überwinterte in meinem Wohnzimmer.

Anfangs waren wir keine Freunde. Arbeitete ich, so schwirrte und surrte sie um mich herum. Zu Tollheiten war sie stets aufgelegt, haschte ich sie, so war sie fort, betrachtete mich schadenfroh von einem höheren Gegenstand herab. Dann gewöhnte ich mich an sie, ja ich pflegte und umhätschelte sie. Ging ich zum Schilaufen, stellte ich für sie Zucker, Marmelade und Brot bereit, sie sollte während meines Fortseins nicht hungern. —

An den Stöbertagen nahm ich auf sie Rücksicht, durchwärmte gleich wieder das Zimmer, denn ich fand sie an einem solchen Tag ganz erstarrt auf dem Fensterbrett. Rasch war sie bei der Wärme wieder auf den Beinen.

Besonders unbeliebt machte sie sich bei meinen Bekannten, die ärgerte sie wo sie nur könnte. Wie Kinder sich oft aufführen um durch Ungezogenheit die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zu lenken, so machte es meine Fliege. Mancher schlug nach ihr, ohne sie zu treffen.

Gleich surrte sie ihm wieder was ins Ohr, turnte auf seiner Nase oder eilte mit ihren raschen Füßchen über seine Hand.

Es war an einem Festabend, da traf sie ein harter Schlag. Mein Vater, den sie beim Essen nicht in Ruhe ließ, schlug mit der Zeitung nach ihr. Leblos lag sie auf dem Boden. „Nun is a Ruah". Wie ich bei den Worten erschrak. Hätte ich meinem Vater gesagt, daß er mir einen Kameraden erschlug, er hätte mich für Eglfing-reif gehalten. Still verlief der weitere Abend. Froh war ich, als einer nach dem andern nach Hause ging. Nun konnte ich mich um die Fliege kümmern. Zu meiner Freude lebte sie. Von der Betäubung erholte sie sich rasch. Anderntags war die alte Lebensfreude über sie gekommen. Nur ihr Betragen war von der Zeit ab etwas sittsamer.

Der Winter war zu Ende, mit Macht kam der Frühling ins Land; die Fenster standen offen um Licht, Luft und Sonne hereinzulassen; da hatte sie mich ohne Abschied verlassen. Die kleine undankbare Winterfliege.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aluminium und Zigaretten

Badischer Unternehmergeist schafft neue Industrie

Emil Tscheulin

Dem Wanderer, der auf der großen Verkehrsstraße Frankfurt-Basel dahinschreitend Offenburg und Lahr hinter sich gelassen hat, öffnet sich, bevor er die Kreisstadt Emmendingen erreicht, der Blick nach Westen, wo sich am Horizont liebliche Hügel und Berge erheben. Wenn er ein Fremder ist, wundert er sich, in der oberrheinischen Tiefebene nun mit einem Male dieses wellige Hügelland zu erblicken. Der Badener weiß, daß er jetzt das Tal der Elz erreicht hat, das sich in sanfter Mulde zwischen Schwarzwald und Kaiserstuhl schiebt. In dieser Landschaft liegt Teningen, eine kleine Ortschaft von wenigen tausend Einwohnern, viel genannt in letzter Zeit ob des Unternehmungsgeistes, den sie in ihren Mauern beherbergt. Hier befinden sich die Aluminiumwerke und die neuerrichtete Zigarettenfabrik, denen heute unser Besuch gilt.

Eine merkwürdige Verbindung: Zigaretten aus Aluminium? Aluminium aus Zigaretten? Keines von beiden. Der Gedanke, zwei an sich grundverschiedene Industrien in wechselseitige Abhängigkeit zu bringen und zu gemeinsamer Produktion, bei der jeder Industriezweig auf den andern angewiesen ist, heranzuziehen, ist ein rein wirtschaftlicher. Man kann sogar sagen, dieser Gedanke ist genial in seiner einfachen Zweckmäßigkeit, dem stockenden Absatz der einen durch den Aufbau einer anderen Industrie Hilfe zu bringen. Man muß wissen, daß es sich bei den Aluminiumwerken in Teningen um eine Folienfabrik handelt, also um ein verarbeitendes Unternehmen, das auf bestimmte Absatzmärkte angewiesen ist. Wollen wir einmal dem Produktionsprozeß, wie er sich von der Behandlung des Rohmaterials angefangen bis zur versandfertigen Folie vollzieht, zusehen.

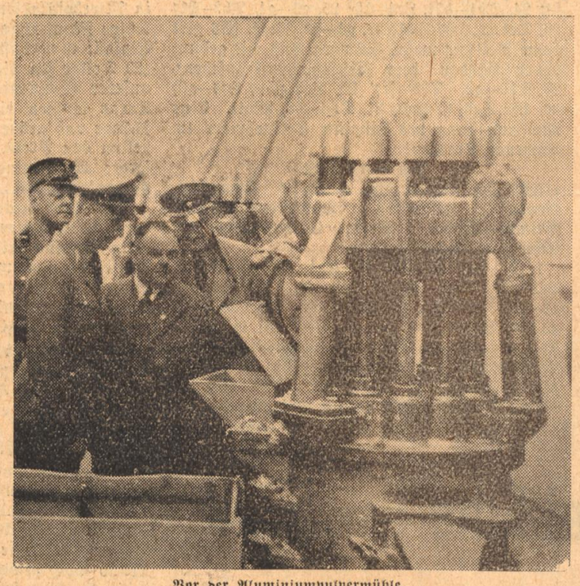
Aluminium ist ursprünglich eine Erde, nicht etwa ein Metall. Diese Aluminiumerde nennt man Bauxid. Bauxide kommen sowohl in Deutschland wie in anderen Ländern vor, allerdings sind die in Deutschland vorkommenden Bauxide für die Bearbeitung wenig geeignet, so daß sie zum größten Teil aus dem Auslande, hauptsächlich aus Frankreich, bezogen werden müssen. Auf elektrischem Wege wird das Rohmaterial hergestellt. Das in Teningen zur Verwendung kommende Rohmaterial wird in sogenannten „Masseln" bezogen, das sind kleinere Stücke von Aluminium, die in unkompliziertem Verfahren zunächst umgeschmolzen werden zu großen, 50 Kilo schweren Blöcken. Diese werden dann in Walzmaschinen, die äußerlich einer riesigen Mangel ähnlich sehen, zusammengepreßt und solange durch die Walzen geschleift, bis sie immer länger und dünner geworden sind. Der Schleifvorgang vollzieht sich im Zustande großer Erhitzung des Materials, wodurch der Prozeß schneller vonstatten geht. Der ganze Produktionsweg ist eine dauernde Wiederholung dieses einen Vorganges des fortwährenden Drehens durch Maschinenwalzen. Man muß sich dabei eine riesige Fabrikhalle vorstellen, in der über 100 Menschen an zahllosen Maschinen damit beschäftigt sind, immer wieder und immer wieder das Aluminium zwischen aufeinanderliegenden Walzen hindurchlaufen zu lassen, bis es so dünn geworden ist, daß es sich wie Papier auf Rollen wickeln läßt. Es werden dabei Verdünnungsgrade bis zu 5 Hundertstel Millimeter erreicht! Auf diese Weise entsteht dann langsam die sogenannte Folie, die zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden kann. Das „Silberpapier", in das die Schokolade eingepackt ist, die man uns zum Geburtstag schenkt, die geschmackvolle Silberhülle, aus der wir den feinen Tafelkäse schälen, um ihn aufs Brot zu streichen, das alles ist Aluminium und wird auf diese Weise hergestellt.

Sogar das Firmenschild, die Markenbezeichnung und dergleichen werden gleich in der Folienfabrik aufgedruckt. Den Folien kann man die beliebigsten Farben geben, vom Silberglanz über die Goldfarbe in den feinsten Nüancen bis zum hellsten Grün oder dem dunkelsten Rot. Die Farben werden ebenfalls aufgedruckt. Für andere Zwecke wieder wird die Folie auf der einen Seite mit Papier beklebt, sie erhält je nach ihrer Bestimmung die geschmackvollsten Muster als Aufdruck, so sind z. B. Pralinen meistens in derartige bunte Umhüllungen gekleidet. Abfälle gibt es in den Aluminiumwerken so gut wie keine. Für alles ist Verwendung da. So werden Aluminiummengen, die man sonst nicht verwerten kann, in großen Trommeln, deren Stößer einen Höllenlärm verursachen, zerkleinert und zu Farbzwecken pulverisiert. Diese Masse gibt eine ruhig wirkende silbergraue Farbe ab, die man gern zum Hausanstrich verwendet.

Wie steht es nun mit dem Absatz der Produktionsmengen? Können diese so an den Mann gebracht werden, daß der Betrieb in gleicher Stärke bei gleicher Zahl der Belegschaft aufrecht erhalten werden kann? Das war eine Frage, die sehr einschneidend an die Betriebsleitung herantrat. Früher war es so, daß das Ausland in großen Mengen Folien aus Deutschland bezog, heute noch liefern die Teninger Werke nach Spanien und auch nach Indien, da die Engländer, die erst viel später mit eigener Fabrikation anfingen, noch nicht in der Lage sind, den Bedarf ihrer Kolonien selbst zu decken. Inzwischen ist aber der Export nach dem Ausland immer mehr zurückgegangen. Aufgehetzt vom Juden verschließen die fremden Völker Deutschland ihre Märkte. Der Weltkrieg gegen das deutsche Volk, der ein Vernichtungs-Feldzug sein sollte, wird fortgesetzt mit anderen Mitteln. Wir Nationalsozialisten haben keinen Grund, unsere Augen vor diesen Gefahren feige zu verschließen. Wir wissen, daß wir in Deutschland auf uns selbst gestellt sind und suchen uns zu helfen aus eigener Kraft. So wurde es für die Betriebsführung der Aluminiumwerke Teningen eines Tages notwendig, sich umzusehen nach neuen Verwendungsmöglichkeiten für Aluminiumfolien.

Ein Mann aus Freiburg hatte ein neues Verfahren zur Verpackung von Zigaretten erfunden, die der Aluminiumfolie die gewünschten Absatzmöglichkeiten versprach und die gleichzeitig den Vorzug hatte, praktisch und hygienisch zu sein. Dieser Mann kam nämlich auf die Idee, jede einzelne Zigarette zwischen zwei mit Papier kaschierten Aluminiumfolien derart einzupacken, daß später in der fertigen Packung jede einzelne Zigarette für sich in voller Packung abgetrennt werden kann. Er versprach sich davon den Vorteil, daß die Zigaretten die ihnen in der Klimatisierungsanlage — auf die wir noch zu sprechen kommen werden — gegebene Feuchtigkeit behalten würden. Leicht feststellbar ist der günstige Umstand, daß die so verpackten Zigaretten unbedingt vor Staub geschützt sind und einzeln in jeder Tasche getragen werden können, ohne daß sie zerbrechen oder Tabak verlieren. Die Verbindung zwischen Aluminium und Zigaretten war da!

Die Aluminium-Fabrikationshalle



Vor der Aluminiumpulvermühle
Ministerpräsident Köhler, Fabrikant Tscheulin,
Dr. Kentrup

Der Betriebsführer der Aluminiumwerke Teningen kaufte das Patent und bot es mehreren Zigarettenfabriken zum Kauf an. Als er keinen Erfolg damit hatte, faßte er selbst den Gedanken der Gründung einer Zigarettenfabrik ins Auge. Deshalb erhebt sich heute im Hintergrunde der Aluminiumwerke eine neue Zigarettenfabrik.

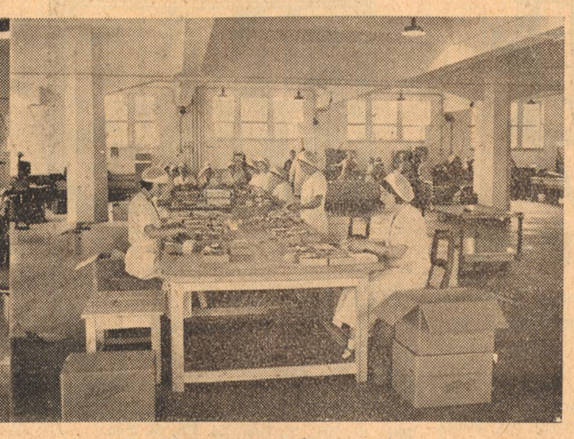
Gehen wir nun durch die Zigarettenfabrik, so kommen wir zuerst in die Lagerräume, wo in hohen Stapeln tausende von Zentnern Rohtabak lagern. Die Zigaretten werden hergestellt aus 60% russischen Krimtabaken, die als Fülltabak dienen und gegen Folienlieferungen von den Russen eingehandelt werden. Die übrigen 40% sind mazedonische Würztabake und enthalten wertvolle Bergtabake aus besonders begünstigten Gegenden, wie Xanthi. Auch Smyrnatabake werden verwendet. Im Rohtabaklager werden die Mischungen, je 1000 kg, zusammengestellt und werden zunächst verzollt, worauf sie gleich in die Feuchtkammer verbracht werden. Um hier jeden Bruch der Blätter zu vermeiden, werden die Mischungen einer ständigen Luftfeuchtigkeit von 90—100% ausgesetzt. Der in einzelnen Büscheln aufgelöste Tabak wird außerdem durch eine Feuchtmaschine hindurchgeführt, wo heiße Wassernebel für gründliche Durchfeuchtung sorgen. Nach nochmaliger Lagerung der Gesamttabakmengen in der Feuchtkammer wird der Tabak am vierten Fabrikationstag zur Blattlöseanlage gebracht, wo Arbeiterinnen aus den Rohtabakkisten büschelweise den Tabak entnehmen und auf laufende Bänder legen, die den Tabak zum Haupttransportband bringen, nachdem bereits eine gründliche Mischung erfolgt ist. In der Tabaklösemaschine werden dann durch ständigen Luftstrom die einzelnen Blätter voneinander gelöst und gleichzeitig entstaubt.

So geht es in vielen Arbeitsgängen weiter bis zur Maschine. Eine Zigarettenmaschine stellt in normaler Arbeitszeit 400 000 Stück Zigaretten her! Der Entstaubung dient die Blättelmaschine, in der man den Tabak vollkommen entstauben will. Bevor die Zigarette nun den Weg zu den Packautomaten nimmt, wird sie in die Klimatisierungsanlage gebracht, wo sie bis zur Erlangung des notwendigen Feuchtigkeitsgrades liegen bleibt. Dann endlich ist die Fertigstellung der Zigarette soweit gediehen, daß sie dem Packautomaten, einem Wunder deutscher Präzisionsarbeit, übergeben werden kann, wo die einzig existierende, der Teninger Zigarettenfabrik patentierte Packung aus Aluminiumfolien herausgebracht wird.

So greift ein Rad ins andere. In der Folienfabrik schaffen die Arbeiter der Aluminiumwerke Teningen die Aluminiumhüllen und finden Absatz dafür in der Zigarettenfabrik Teningen, die mit ihrem Entstehen im Herbst letzten Jahres neu eingestellten Arbeitern und Arbeiterinnen Verdienst und Brot gegeben hat. Aluminium und Zigaretten — —

Ludwig Ries.

Der große Packsaal



Am Zigarettenpackautomaten

Nach einer baskischen Sage / Von Martin Engelmann

Vor dreißig Jahren diente ich auf der Fischerbarke meines Onkels. Wir hatten außerordentlich schlechte Monate hinter uns. Kein Fisch war in unsere Netze gegangen, nicht einmal das kleinste Schwänzchen. Da konnten wir machen, was wir wollten. Die besten Plätze suchten wir aus, die zuverlässigste Mannschaft hatten wir, die engmaschigsten Netze hängten wir ins Wasser, alles umsonst. Wir waren schon ganz verzweifelt. Aber jedesmal, wenn wir müde und verdrossen heimkehrten, spielte auf den Lippen meiner Tante ein seltsames Lächeln. Nur durch Zufall bemerkte ich es einmal. Das dauerte zwei Sekunden und dann nickte sie verständnisvoll ihrer Tochter Maria zu. Ich sah und schwieg, weil ich mir von meinem Onkel keine Backpfeife holen wollte.

Wieder lag unser Schiff zur Ausfahrt bereit. Der junge Bilinch und ich lagen auf Deck. Mitternacht war schon vorüber, und in drei Stunden sollte der Kapitän mit den anderen Matrosen an Bord kommen. Während das Wasser leise an den Schiffsrumpf plätscherte, hörte ich Bilinch einige Male den Namen seiner angebeteten Maria flüstern. Ich selber zählte die Sterne. Eins, zwei, drei, vier . . . Weiter kam ich diesmal nicht. Beim fünften Stern träumte ich bereits. Plötzlich schreckte ich wieder auf. Bilinch hatte mich in die Rippen gestoßen. Mein Gott, der Junge stöhnte und seufzte wie ein wundes Tier. Ich fragte ihn: „Was ist denn?" Er stammelte nur einige Worte: „Sie waren es." Als ich weiter fragen wollte, läutete die Schiffsglocke. Bilinch schnellte in die Höhe und wie ein Irrsinniger sprang er vom Schiffe. Dann lief er geradewegs vor den Steindamm.

Aber im selben Augenblick kam mein Onkel mit einigen Matrosen. Da warf sich Bilinch auf den Boden und schrie in einem fort: „Ich kann nicht, ich kann nicht; auf das Meer fahre ich nicht hinaus." Onkel Thomas packte ihn bei den Ohren: „Du bist mir ein sauberer Matrose. Die anderen freuen sich, wenn sie hinausfahren dürfen, du aber plärrst." Bilinch schluchzte: „Wenn wir hinausfahren, müssen wir alle ertrinken." Das wurde dem alten Seebären denn doch zu dumm. Links und rechts klatschte er dem Jungen eine ins Gesicht: „Blöder Kerl, meinst du wirklich, du kannst uns alle für Narren halten? Marsch auf das Schiff!" Da Bilinch nicht gehorchte, wurde er gewaltsam hinaufgeschleppt und kein Matrose wollte jetzt hinter dem Kapitän zurückstehen. So bekam er von jedem eine kräftige Maulschelle, daß ihm aus Mund und Nase das Blut quoll. Aber mein Onkel kümmerte sich nicht darum. Er kommandierte: „Arraun mutillak (Vorwärts Burschen)!" Dreißig Ruder fielen ins Wasser und gleichmäßigen Taktes schnitten sie durch die Wellen. So fuhren wir eine halbe Stunde. Eben tauchte die Sonne blutrot aus der endlosen Wasserfläche. Da stürzte Bilinch zu den Füßen meines Onkels und stammelte: „Kapitän, ich will Ihnen alles sagen. Hören Sie!" Der Alte ließ gegenüber Uranzandie halten.

Bilinch berichtete noch unter Zittern und Weinen: „Als wir diese Nacht auf dem Deck lagen, sah ich plötzlich ein helles Licht auf dem Wasser. Zuerst glaubte ich, es sei ein brennendes Schiff, aber es kam näher und da konnte ich unterscheiden, daß es zwei Frauen waren, die über dem Wasserspiegel schwebten. Gewand und Gestalt leuchteten wie der Mond im Nebel. Ich war zum Tode erschrocken. Darum stellte ich mich schlafend. Die eine Frau aber sagte zur anderen: „Nimm Abschied für immer!" — „Für immer?" — „Ja. Von den Männern dieses Schiffes wirst du keinen mehr sehen. Sie liegen in zwei Stunden alle auf dem Grund des Meeres."

„Aber Mutter, es ist doch kein Sturm im Anzug." — „Du wirst sehen —: Wenn sie die Landzunge von Arrangantzi erreichen, stürzen auf das Schiff drei Wellen. Eine aus Milch, die andere aus Tränen und die letzte aus Blut. Vor den ersten zwei werden sie sich retten können, aber die dritte vernichtet sie alle."

„Dein Haß ist unversöhnlich, Mutter." — „So will es mein Schicksal. Ich habe sie den ganzen Winter verfolgt und ihnen alle Fische aus den Plätzen verjagt, doch morgen endet meine Macht über sie. Darum will ich sie alle in den Wellen begraben."

„Hast du gar kein Mitleid?" — „Mitleid? Mit wem?" — „Es sind doch Menschen an Bord, die uns über alles lieben. — „Gerade die hasse ich am meisten." — „Wenn sie aber gar nicht hinausfahren auf das Meer?" — „Sie fahren in das Verderben." — „Und nichts kann sie davor retten?"

„Nur wenn sie eine Harpune in die Welle aus Blut schleudern, töten sie mich selbst; denn ich verstecke mich im Wasser, um das Schiff in den Abgrund zu stoßen." — „Oh, Mutter, wenn sie das wüßten!" — „Du allein weißt es und du erzählst es nicht weiter. So ist mir das Leben der ganzen Mannschaft verfallen." — Die eben gesprochen hatte, eilte mit großer Geschwindigkeit über das Deck und murmelte geheimnisvolle Worte. Auf einmal blieb sie stehen und fing entsetzlich zu lachen an. Ich wollte aufspringen, sie fassen, da war sie verschwunden . . ."

So erzählte Bilinch. Einige Spottvögel wollten sich lustig machen über ihn, aber wir anderen schwiegen nachdenklich. Onkel Thomas fand das richtige Wort: „Arraun mutillak!" Wieder klatschten die Ruder ins Wasser und die Barke schoß vorwärts. Schon lag die zitternde Morgensonne über dem Wasserspiegel. Doch sie gefiel uns heute nicht. Fahl und bleiern leuchtete sie. Auch lastete eine unerträgliche Schwüle auf dem Ozean. Nicht einmal der kleinste Windhauch kühlte unser Gesicht. Zum Teufel, wie sonderbar doch alles ging! Plötzlich bewegte sich nicht mehr die Barke, sondern das Ufer. Bäume und Sträucher flogen an uns vorbei. Waren wir alle verrückt? In der Luft tauchten geheimnisvolle Bilder auf, die sofort wieder verblaßten. Ungeheure Kugeln, glühende Pfeile, funkelnde Haken. Endlich sahen wir uns gegenüber die Landzunge Arrangantzi. Da türmte sich zwei Meter vor unserem Schiff ein schneeweißer Hügel auf. Geldi (Achtung), rief der Kapitän und schaute fest zu Bilinch. Während ich meinen Onkel an der Hand festhielt, stieß ich hervor: „Die Welle aus Milch." Er hörte mich überhaupt nicht, sondern kommandierte mit dem ganzen Aufwand seiner Stimme: „Arraun mutillak!" Mächtig schlugen die Ruder ins Wasser, weißer Schaum sprühte um die Köpfe, dann hatten wir die Welle hinter uns.

Aber schon vor dem dritten Ruderschlag erhob sich eine zweite Woge. Sie schimmerte ganz klar und hell wie Kristall. Auf einmal drang heißer Dampf aus ihrem Schoß und verhüllte uns alle. Wir meinten, daß unsere letzte Stunde gekommen sei und fingen an zu beten. In allen Fugen krachte das Schiff. Aber wir hatten bereits den Kamm der Welle überwunden, dann gab es noch einen heftigen Ruck und die Woge stürmte in blitzartiger Eile zur Küste von Ondarbeltz. Dort brach sie mit unbeschreiblichem Getöse an den hochragenden Tränen. „Die Welle aus Tränen", murmelte Thomas und klopfte jedem einzelnen der Mannschaft auf die Schulter: „Arraun mutillak!"

Wir atmeten alle auf; denn bald mußten wir die Zunge von Arrangantzi im Rücken haben. Aber in diesem Augenblick bemerkten wir etwas Furchtbares. Der ganze Horizont schien wie von Blut gefärbt. Starker Wind erhob sich und jagte eine turmhohe Flut gegen uns. Blut, Blut, Blut! Wir konnten nicht mehr denken.

Jetzt ging es um das Leben . . . Schwer keuchte ein Atem auf der ganzen Barke, die Ruder schlugen im gleichen Takt auf das tosende Wasser, ein Wille beseelte uns alle: Leben! Onkel Thomas gab Bilinch eine Harpune in die Hand und schrie: „Orri goger (Ziel auf die Mitte)!" Der Junge schleuderte das Eisen. Ein lauter Wehschrei gellte durch die Luft, dann teilte sich die rote Flut vor dem Kiel der Barke in zwei Hälften. Noch an die Landzunge von Arrangantzi spritzte der blutige Schaum des Wassers.

An diesem Tag sammelte sich eine solche Menge Fische in unseren Netzen, daß wir nicht die ganze Beute heimbringen konnten. Schon warteten im Hafen die Bekannten und Freunde auf uns. Nur meine Tante und Maria waren nicht gekommen. Als wir die Leute nach ihnen fragten, zuckten sie bloß die Achsel. Wir eilten zum Haus des Onkels. Kein Mensch öffnete uns. Wir brachen die Türen auf und Thomas lief in die Küche. Niemand da. Er rief die Namen der Frauen. Keine Antwort. Endlich stieß er die Türe zum Schlafzimmer auf. Da lag seine Frau im Bett, und ihr Blut rann über den Boden. Als sie uns gesehen hatte, drehte sie den Kopf seitwärts zur Wand und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Mörder!" Und einen entsetzlichen Fluch auf den Lippen, starb sie. Ich verließ das Haus, weil ich den Schmerz meines Onkels nicht mitansehen konnte.

Da traf ich Bilinch am Kreuzweg. Ich fragte ihn nach Maria. Leise flüsterte er: „Heute nacht hat sie Abschied von mir genommen. Aber ich kann nicht ohne sie leben." Das war das letztemal, daß ich Bilinch angetroffen habe. Er und Maria blieben von dem Tag an verschwunden. Ich glaube, Bilinch hat Maria gesucht und erst auf dem Grund des Meeres gefunden.

Juni

Von Otto Lautenschlager.

Der Juni singt sein Jugendlied,
Im Duft die Stirn, die lind erglüht,
Die Flur erklingt in Glut.

Aus Zweigen quillt bei Blüten Grün.
Und Himmel gold im Wolkenblühn
Wölbt sich um meine Jugend gut.

Die Zukunft duftet schleierschwer
Und blaut um Mohn und Rose her.
Der Vogel schafft und ruht.

Der Juni kennt noch nicht Beschwer,
Ihm wird nicht Herz noch Lippe leer,
Er wächst vom Reifeblut.

Der tolle Platen / Anekdoten erzählt von Hans Gäfgen

Eisgang

Als Platen Leutnant im Dragoner-Regiment von Auer war und in Wehlau in Garnison lag, ging er eines Tages mit einem Herrn und einer Dame am Ufer des Pregel hin, der knirschte und donnerte unter gewaltigem Eisgang. Platens Begleiter meinte, selbst für den kühnsten Reiter sei es heute unmöglich, den Fluß mit einem Pferde zu durchschwimmen. Der Leutnant entfernte sich, erschien bald darauf hoch zu Roß wieder, sprang in den Fluß, schwamm, bald versinkend, bald wieder auftauchend, bis zum anderen Ufer und wieder zurück, und sagte, als er zerschunden und übel zugerichtet, wieder vor dem Herrn und der Dame stand: „Ich glaube, ihnen gezeigt zu haben, daß man mit festem Willen auch das vermag, was unmöglich erscheint."

Das Hindernis

Als Platen eines Nachts über einen unbeleuchtet im Wege stehenden Reisewagen fiel, ging er nach Hause, holte eine Axt und zerschlug das Hindernis in tausend Stücke. Am andern Morgen reute ihn seine Heftigkeit, und er ersetzte dem Besitzer des Wagens den Schaden.

Pferdepflege

Als echtem Kavalleristen lag Platen die Pflege der Pferde sehr am Herzen. Nach der Fütterung besuchte er regelmäßig die Ställe und bestellte den Reiter, dessen Pferd er vernachlässigt fand, in seine Wohnung. Hier empfing er ihn ruhig und ließ ihn an seinem Tische Platz nehmen, der mit Heringen besetzt war, neben denen die „Instruktion über Pferdepflege" lag. „Damit das Lernen nicht zu schwer fällt, soll auch der Körper zu seinem Recht kommen", sagte Platen und verließ das Zimmer. „Herr Rittmeister! Ich kann's!" meldete sich nach einer Weile der Reiter, der die scharf gewürzten Heringe verzehrt und nun großen Durst hatte. „Aufsagen!" erwiderte Platen. Der Dragoner stockte an einigen Stellen. „Die Pferdepflege ist das wichtigste für den Reiter", sagte Platen und ließ den Dragoner weiter lernen. Zuletzt, als dem Halbverdursteten schon die Zunge am Gaumen klebte, war der Rittmeister zufrieden, und der Soldat wollte zum Brunnen laufen. „Halt! Mein Sohn! Soweit sind wir noch nicht", sagte da Platen ruhig, „damit Du Dich in eine arme Pferdeseele hineindenken kannst, wie ihr's zu Mute ist, wenn sie verdurstet geritten werden soll, so tritt sofort zum Exerzieren ins bereit stehende Glied."

Das Heilmittel

Von der ärztlichen Kunst hielt Platen, der selbst von stählerner Gesundheit war und einen abgehärteten Körper besaß, nicht viel. Als ihn einst, da er mit seinen Reitern aus einer Schlacht zurückkehrte, Yorck fragte: „Hat er Verwundete?", lautete die Antwort: „Nur ein paar leichte Fälle, werde sie selbst behandeln mit „probatum est". „Probatum est?" fragte der General erstaunt zurück. „Nun wohl, Exzellenz, mit Schaum vom Pferdemaul, der hat wunderbare Heilkraft; hab's den Hunden abgelauscht, die alle ihre Wunden mit Speichel heilen."

Das Fest

Einmal bewirtete Platen seine ganze Reiterschar im Freien. Bier, Branntwein und Eßwaren wurden herbeigeschafft, und Platen bediente seine Leute eigenhändig, wobei er sie mit „Meine Herren!" anredete. Als das Fest zu Ende war, hielt er folgende Ansprache: „Meine Herren! Ich habe heute alles getan, was Sie mir befohlen haben. Wenn ich aber nun wieder anfange, zu befehlen, und Ihr mir dann nicht mit derselben Bereitwilligkeit folgt, dann soll Euch ein Bombendonnerwetter auf die Köpfe fahren, so wahr ich der tolle Platen bin." Begeistert riefen die Soldaten: „Es lebe unser Herr Major!", und der Dienst begann von neuem.

Der Tanznarr

Platen nahm nie ein Blatt vor den Mund. Als bei einem Ball der anwesende König sich in die damals aufgekommene Kegel-Quadrille einreihte, rief er Platen zu: „Oberstleutnant Platen, meinem Beispiel folgen!" Platen erwiderte: „Majestät! In meiner Jugend war ich auch so'n Tanznarr, jetzt habe ich mein Hinterbeine schon etwas steif geritten."

Das Quartier

Als man Platen in Königsberg ein unzureichendes Quartier anbot, schlug er mitten auf dem Hauptplatz der Stadt ein Zelt auf und biwakierte dort auf Stroh, bis ihm am anderen Tage ein besseres Quartier zugewiesen wurde.

Das Testament

Als Platen 1819 von einem Schlaganfall hingerafft wurde, fand man in seiner Brieftasche ein Testament, in dem er bestimmte, daß er in seinem Feldmantel in den Sarg gelegt und auf dem Krümperwagen zum nächsten Schlachtfeld gefahren sein wolle. Es sollte dabei Trab gefahren werden. Ein Trompeter solle voran reiten und das Signal zum Wecken blasen.

Ueberfall / Von Wilhelm Weldin

Das Zusammentreffen der Herren Simpson und Pebbles war zufällig und einmalig, wie die Begegnung zweier Sterne im Weltraum. Es kam derart zustande, daß Mr. Simpson nach seiner Ankunft mit dem Transkontinentalexpreß vor dem Bahnhof von Chikago das gleiche Autotaxi bestieg, daß Mr. Pebbles gewählt hatte.

„Wohin, Sir?", fragte der Chauffeur.

„Carlton-Hotel."

Worauf Mr. Simpson das Taxi bestieg, um zu spät zu entdecken, daß darin bereits Mr. Pebbles saß, ein Herr, den er nie in seinem Leben gesehen hatte, der aber die unangenehme Angewohnheit zu haben schien, fremde Leute mit blanken Revolvern zu empfangen. Mr. Simpson starrte den unerwarteten Fahrtgenossen mit offenem Munde an. Sein Blick glitt von ihm zur Tür des Wagens und von der Tür zur Mündung des Revolvers zurück.

„Was wünschen Sie von mir?", fragte er gefaßt.

Mr. Pebbles lächelte höflich:

„Es sind schwere Zeiten gegenwärtig — die Krise hält zu lange an — mit einem Wort: Sie haben gewiß eine Brieftasche bei sich — eine goldene Uhr, vielleicht sogar eine Tabatiere — auf Schecks übrigens möchte ich lieber verzichten — das Inkasso ist so umständlich."

Mr. Simpson zog wortlos Brieftasche, Uhr und Tabatiere. Reichte sie Mr. Pebbles.

„Erledigt?"

„Vielen Dank."

Mr. Pebbles klappte die Brieftasche auf, sah prächtige Tausender darin, prüfte Uhr und Tabatiere im Schein vorüberhuschender Lichter.

„Zufrieden?", fragte Mr. Simpson.

„Vollkommen!", bestätigte Mr. Pebbles, „nochmals verbindlichsten Dank. Wünschen Sie mir noch ein wenig Gesellschaft zu leisten oder ziehen Sie vor, ins Hotel zu fahren?"

„Letzteres wäre mir lieber."

Mr. Pebbles gab dem Chauffeur das vereinbarte Signal.

Der Wagen hielt.

„Verzeihen Sie — die Gegend ist zwar etwas einsam hier, aber an der nächsten Ecke finden Sie einen Polizeiposten, der Ihnen den Weg weisen wird.

Gute Nacht!"

Die Lichter des Wagens verklangen in der Finsternis.

Es war eine gute halbe Stunde später, als der Wagen vor einer Flüsterkneipe im Westen der Stadt hielt.

„Wer?", fragte eine Stimme aus dem dunklen Torbogen.

„Ich bin es! Pebbles!"

„Fang gemacht?"

„Und ob!"

Mr. Pebbles betrat das Lokal. Ein erwartungsvoller Kreis bildete sich um ihn. Mr. Pebbles kostete seinen Triumph aus und griff lächelnd in seine Brusttasche. Plötzlich hörte er aber zu lächeln auf. Seine Finger durchwühlten fieberhaft alle Taschen. Keine Brieftasche. Keine Uhr. Keine Tabatiere. Nur in seiner eigenen, vollkommen geleerten Geldbörse fand er ein kleines Billett:

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ein Kollege."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

STUDENTEN im Kameradschaftshaus

Nicht weit von unserem modernen Karlsruher Studentenhaus liegt, dem Fasanengarten zu, ein weit bescheideneres Häuschen, das in seiner äußeren Form gar nicht mehr zu der immer mehr wachsenden imposanten Gesamtanlage des Hochschulgeländes zu gehören scheint. Und doch finden wir gerade in diesem schlichten Bau eine der wichtigsten Quellen studentischer Kraft: die Quelle des Kameradschaftsgeistes. Hier hausen jene jungen Leute, die dereinst, nach einem Worte des Führers, dazu berufen sein sollen, Vorbild zu sein im Dienste der Nation.

Gerade das deutsche Studententum hat im Lauf der letzten Jahrzehnte und Jahre Wandlungen von unerhörter Stärke durchgemacht. Nachdem die Zeit der Feudalromantik endgültig vorbei war, kamen alle Strömungen einer zerrissenen Zeitauffassung gerade in ihm am schärfsten zum Ausdruck. Kastengeist und hemmungsloser Individualismus, überspitzter Konfessionalismus, hemmungsloser Sportheroismus und eisigster Intellektualismus rissen Deutschlands geistige Jugend auseinander und durcheinander. Und immer tiefer drohte die Kluft zu werden, die

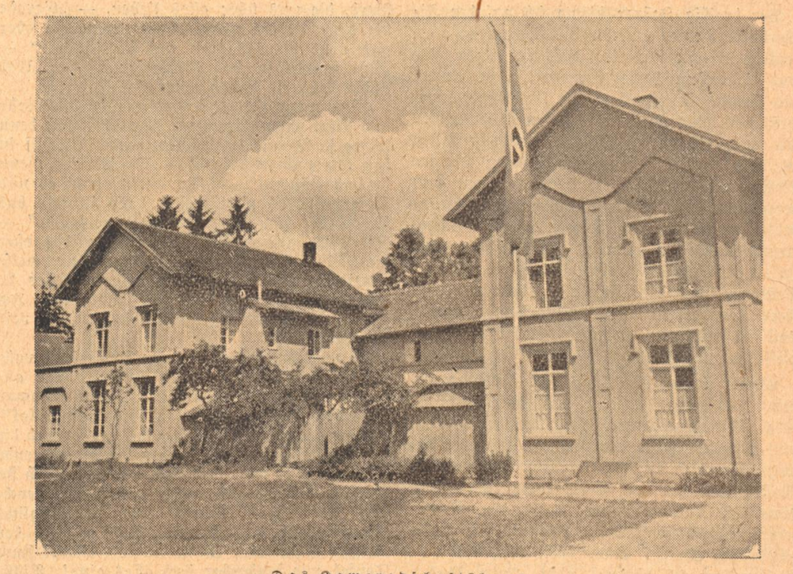
Flaggenparade

„die Geistigen" vom „Volk" trennte. Politische und wirtschaftliche Not kamen hinzu und Vertieften die Gegensätze. Viele der besten standen vor der Frage: Wozu Student? Wozu Studenten?

Heute hausen vierzig junge Männer in diesem Kameradschaftshaus. Heute wissen sie, warum und wozu sie Student sind. Heute wissen auch wir, oder ahnen es zumindest, wenn wir sie sehen in ihrer Arbeit und in ihrem Spiel, wozu sie Studenten sind und wozu wir Studenten brauchen. Denn in diesem jungen Menschen wohnt jener Geist, den unsere Führer den SA.-Geist nennen. Sie treiben Sport; aber nicht, um nun unbedingt Rekorde aufstellen zu können, sondern um gesund zu bleiben. Sie lernen fleißig; aber nicht um des toten Wissens willen, sondern um auf ihrem Gebiet etwas leisten zu können. Sie wohnen und essen und leben zusammen; nicht um sich abzusondern, sondern um aus ihrer eigenen kleineren Gemeinschaft heraus sich das Wissen um die große Gemeinschaft der Nation zu holen.

Der Tag beginnt in diesem Hause mit einem Waldlauf in Gottes freier Natur. Waschen, Duschen, Bettenmachen. Frühstück. Dann Abmarsch zum Studium. Nun geht jeder in sein Kolleg. Sichwiederfinden zu gemeinsamem Essen in der Mensa. Wieder Studium. Sport. SA.-Dienst. Abendliches Verweilen in den einzelnen Verbindungshäusern. Abendappell. Der einzelne von diesen vierzig tut also seine Arbeit für sich allein, immer aber führt ihn der Weg wieder zurück in die Gemeinschaft des Kameradschaftshauses. Da ist dann Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit am Studium, zu gegenseitiger Aussprache und Unterstützung. Und auch der Konnex mit der Korporation soll nicht verloren gehen. Denn diese vierzig sind meist Chargierte der einzelnen Korporationen. Sie verbleiben auch darin, sie holen sich aber, gerade um ihres Chargiertentums willen, die Kraft und die inneren Richtlinien für ihre Aufgabe bei ihrer Kameradschaft. So entsteht hier nicht eine neue Korporation, sondern eine höhere Gemeinschaft aller Korporationen.

Der Umbau des alten Häuschens zum Kameradschaftshaus ist mit möglichst geringen Mitteln vollbracht worden und ebenso ist auch die Einrichtung der Innenräume, praktisch und sauber, aber schlicht. Es liegt etwas soldatisches über den Zimmern. Im Verkehr untereinander und mit dem Kameradschaftsführer aber kommt das wahrhaft freundschaftlich-kameradschaftliche immer wieder zum Durchbruch. Da gibt es kein Befehlen, sondern eben nur ein selbstverständliches Sichfügen in die Anordnungen, da gibt es Aussprache und gegenseitige kleine Hilfeleistungen. Innerhalb der Kameradschaft selbst gibt es wieder kleinere Gruppen unter einem besonderen Führer, die untereinander sich die Arbeit des Tages am Kameradschaftshaus und innerhalb der Gemeinschaft verteilen. Während Gruppe A schon duscht, hat Gruppe B noch Bettenmachen und morgen hat Gruppe C Säuberungsdienst und geht mit Besen und Schruppern dem ganzen Haus zu Leibe. Denn alles muß selbst gemacht werden. So verlangt es schon der Grundsatz äußerster Sparsamkeit, der über dem ganzen heutigen studentischen Leben liegt. Wir sind ein armes Volk und deshalb kann auch das Kameradschaftshaus der Fridericiana keinen Vergleich aushalten mit den eleganten Oxfordstuben oder den imposanten Baulichkeiten amerikanischer Universitäten. Und auch der Staat ist heute nicht mehr in der Lage, alles in dem Umfang für seine Studenten bereitzustellen, wie er es wohl gerne möchte. Da springt privater Opfersinn ein und da hilft vor allem die Lebensauffassung unserer heutigen jungen Generation, die weiß, daß Studieren heute kein Vergnügen mehr ist, sondern ein Vorrecht, das mit manchen Entbehrungen erkauft sein will.



Das Kameradschaftshaus

Es sind lauter junge Studenten, meist im zweiten, dritten Semester, aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes. Sie sind, wie schon gesagt, meist schon von ihren Verbindungen dazu bestimmt, eine führende Stellung innerhalb ihrer Korporation zu bekleiden. Diese Ehre legt ihnen nun die Pflicht auf, in gemeinsamer Arbeit an sich selbst, danach zu streben, ein Vorbild für die nächsten Generationen deutschen Studententums zu werden. Nicht nur ein frisch-fröhlicher Studius zu sein, sondern auch ein ernster Studierender, nicht nur körperlich gewandt, sondern auch geistig beweglich zu sein. Und gerade weil sie aus so verschiedenen Gegenden unserer Heimat stammen, ergibt sich unter ihnen ein reger geistiger Austausch. Gerade weil sie den verschiedensten Studiengebieten angehören, hört jeder von des anderen Arbeit mit Achtung und Interesse. Da werden Meinungen ausgetauscht über das in den Kollegs gehörte, über Nachrichten aus der Heimat, die verschiedenen Zeitungen aus allen Ecken und Enden Deutschlands werden voll Eifer und Hingabe studiert, im Wechselgespräch werden Ideen und Gedanken erwogen. Jede Woche hat an einem Tag ihren Kameradschaftsabend, bei dem sie alle zusammensitzen und in Vorträgen und Diskussionen das geistige Rüstzeug verstärken, das sie befähigen soll, Mitkämpfer der nationalsozialistischen Weltanschauung zu werden. Und das schwebt wie eine Verheißung über ihrer ernsten und strengen Studentenarbeit: daß sie alles, was sie in diesem engen Kreise in sich aufnehmen und lernen werden, später wieder weitergeben dürfen an jüngere Kameraden, daß sie Führer sein werden auf dem Wege zu einem neuen gesunden Typ deutschen Menschentums, zum studentischen Soldaten des Dritten Reichs.

Verlorener Haufen

Wir stehen vorne feste,
Laß andre laufen!
Wir sind des Heeres Beste.
Verlorner Haufen.

Für uns gibts kein Zurücke,
Das wär!! Verflucht!!
Man schlägt uns wohl in Stücke,
Nicht in die Flucht!!

Den Hieber fest in Händen,
Dem Feind zur Qual,
Gelangs die Schlacht zu wenden
Uns manches Mal.

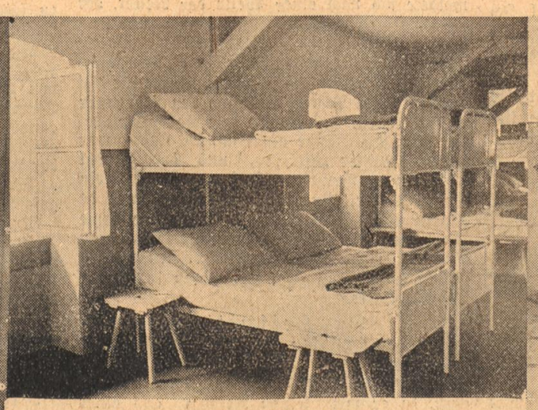
Schlägt uns einmal die Stunde,
Dann — — höchste Lust,
Zu ruhn die Todeswunde
Vorn auf der Brust!

Wenn uns der Tod gestrecket
Auf grünem Plan,
Das Fahnentuch bedecket
Gefallnen Mann!

Die Trommel wirbelt leise,
Horn ruft gedämpft
Die alte Landsknechtsweise:
„Ausgekämpft!"

Vergessen und begraben, — —
Kommando gellt — —!!
„Schließt fest"! Und alle traben
Weiter ins Feld!

H. T.



Schlicht und einfach ist das Kameradschaftshaus
Stiefelschrank, Schlafsaal, Kleiderschrank